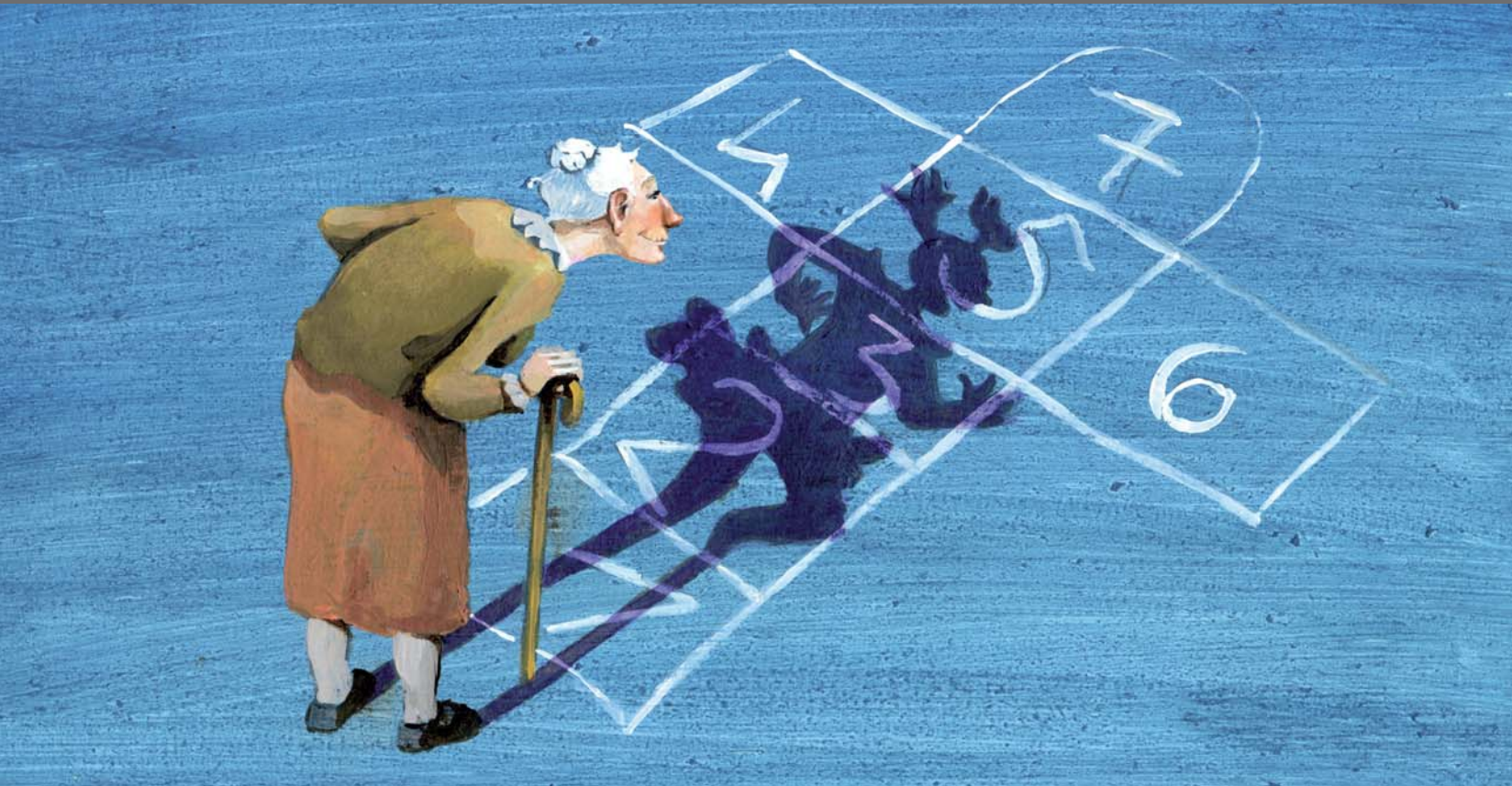


SPIEL Räume = FRE



Eva Schreuer unterhielt sich mit dem Neurobiologen **Gerald Hüther** und dem Philosophen **Christoph Quarch** über ihr neues Buch, in dem sie gemeinsam zur „Rettung des Spiels“ aufrufen. Es geht darin nicht bloß um „Kinderkram“. Die Sorge der beiden Wissenschaftler gilt vielmehr einer ganzen Gesellschaft, die durch den Verlust freier Spielräume Gefahr läuft, Kreativität, Lebensfreude und Menschlichkeit einzubüßen.

WEGE: *Ihr beide sorgt euch um die Zukunft des Spielens. Ist es denn tatsächlich bedroht? Und wenn ja, wovon?*

Gerald Hüther: Die Bedrohung liegt vor allem beim wachsenden Druck wirtschaftlichen Denkens. Es gibt heute fast keinen Lebensbereich, der nicht ökonomisiert wird.

Christoph Quarch: Und es gibt auch einen offensichtlichen Mangel an Spielräumen. Immer mehr Menschen gehen auf die Suche nach authentischer, echter Lebensfreude und Lebendigkeit – aber diese Sehnsucht kann durch Geld, Konsum, Urlaubsreisen oder auch spirituelle Angebote nicht wirklich befriedigt werden. „Echte“ Spielplätze und Spielstätten sind hingegen Inseln der Lebendigkeit voller Intensität, Begeisterung, Leuchten in den Augen. Im Spiel sind wir so, wie es unserem Wesen entspricht: kreativ, kommunikativ, leicht und lebendig. Hier scheinen Menschen die Lebensfreude und Leichtigkeit zu finden, die sie andernorts verzweifelt suchen.

Dass Spielen für Kinder essenziell wichtig ist, um zu lernen und die Welt zu entdecken, ist ja hinreichend bekannt. Gilt das denn auch für Erwachsene?

Hüther: Selbstverständlich. Wenn wir nicht mehr spielen, können wir nur noch funktionieren. Wenn wir damit aufhören, unsere Möglichkeiten zur Gestaltung der Welt spielerisch zu entdecken, dann werden wir starr und verlieren unsere Entwicklungsfähigkeit. Dann nehmen wir am „großen Spiel des Lebens“ nicht mehr teil.

Quarch: Schon Platon sagte, der Mensch könne sein Leben nicht besser zubringen, denn als unablässige Folge der schönsten Spiele zu Ehren der Götter. Und Schiller wusste, dass der Mensch, nur da ganz Mensch ist, wo er spielt. Der Mensch ist ein spielendes Wesen. Menschsein heißt: im Spiel sein.

Spielen wir kurz Apokalypse: Wo kämen wir hin, wenn keiner mehr spielen würde?

I Räume = FREU Räume

Quarch: Ohne Spiel werden wir kulturell verarmen, zu Funktionsträgern, Nutzern oder Verbrauchern verkümmern. Ohne Spiel wird das Leben flach, und wir entfremden uns immer mehr von dem, was Menschsein ausmacht. Ohne Übertreibung: Wer nicht mehr spielt, wirft seine Menschlichkeit über Bord. Wer nur mehr der instrumentellen Vernunft huldigt, ist von allen guten Geistern, vom Geist, verlassen.

Klingt dramatisch. Warum?

Quarch: Weil wir im Spiel Möglichkeiten unseres Seins aus- oder durchspielen können. Der geschützte Raum eines Spielplatzes oder Spielfeldes gibt uns die Freiheit, kreativ zu sein, und zwar ohne unmittelbare Folgen für unser Sein außerhalb des Spielraums.

Im Alltag ist das meist anders. Da sind wir auf Ziele und Zwecke ausgerichtet. Da agieren wir als *homo faber* – als Mensch des Machens – indem wir strategisch, technisch oder utilitaristisch bestimmten Zielen oder Zwecken dienen. Oder wir handeln ökonomisch und unterwerfen unser Tun den Kriterien von Profit und Rentabilität. Wenn wir jedoch spielen, dann verrichten wir eine Tätigkeit, die sich selbst genügt, die keinem Zweck außerhalb des Spielgeschehens unterworfen ist. Als *Homo ludens* können wir frei sein und das Leben feiern. Hier können wir unsere menschliche Würde zeigen. Daher müssen wir das Spiel als Kulturgut unbedingt schützen und pflegen.

Heißt das, wir sollten wieder mehr Mensch-ärgere-dich-nicht, Canasta, Computerspiele, Theater, Klavier, Verstecken oder Fußball spielen...? Ist denn jede Form des Spielens ein schützenswertes „Kulturgut“?

Quarch: Ich sehe drei Grundmerkmale, die „echte“ Spiele von „falschen“ unterscheiden. Das wichtigste Kennzeichen ist die Zweckfreiheit: Wer spielt, spielt nur um des Spielens willen. Zweitens ist es immer ein Miteinander. Wer spielt, braucht ein Du, einen Mitspieler. Das kann eine Puppe, ein Ball, ein Spielzeug oder ein Instrument sein – am schönsten aber ist, wenn es ein anderen Mensch ist. Und schließlich ist allen guten Spielen gemeinsam, dass sie zwischen ihrem Anfang und Ende etwas zeigen, das sich außerhalb von Spielfeld und -zeit nicht zeigen könnte. Darin liegt auch der Zauber des Spiels: Wenn wir selber spielen oder einem Spiel beiwohnen, dann sind wir vom Spielgeschehen und unseren Mitspielern so sehr gefesselt, dass wir darüber uns selbst vergessen. Zugleich erstellen und befolgen wir Regeln, und sind dennoch vollkommen frei darin, Spielzüge zu erproben oder



uns auszuprobieren. In diesem Zusammenspiel von Freiheit und Verbindlichkeit gründet die Schönheit eines guten Spiels.

Hüther: Für mich ist „Spiel“ eigentlich alles, was der Mensch tut, ohne damit bestimmte Zwecke zu verfolgen. Und damit ist es das Gegenteil von dem, was wir alle die meiste Zeit tun: nämlich Dinge abarbeiten, Ziele umsetzen, gut funktionieren, Spielen heißt, den Raum des zweckmäßigen und zielgerichteten Handelns zu verlassen und auszuprobieren, was außer dem, was man normalerweise tut, auch noch alles möglich ist.

Kann uns der Hirnforscher auch erklären, was sich bei diesem zweckfreien Spielen im Oberstübchen abspielt?

Hüther: Klar. Ihr kennt sicher diese alten Apothekerschränke mit ganz vielen Laden und Fächern... Solche Schubfächer gibt es auch in unserem Gehirn, und in jedem sind unterschiedliche Wissensinhalte und Erfahrungen in Form entsprechender Netzwerkstrukturen abgespeichert. Wenn wir nun etwas ganz Bestimmtes tun, sagen wir z.B. Autofahren, dann öffnen sich genau jene drei Schubladen, deren Inhalte wir fürs Autofahren brauchen. Das nennen Forscher „fokussierte Aufmerksamkeit“. In dem Moment aber, in dem wir aus dem Auto aussteigen und einfach durch die Gegend schlendern,



„Der Mensch... ist nur dann ganz Mensch, wenn er spielt“

(Friedrich Schiller)

gehen alle Schubladen gleichzeitig auf – und dann können unsere Gedanken anfangen zu spielen. Dann können Inhalte, Erinnerungsspuren, Wahrnehmungen auftauchen, die im fokussierten Zustand gar nicht zugänglich sind. Dann öffnen sich kreative „Spielräume“, die auch sogenannte *Breakthrough-Innovationen* ermöglichen.

Was sind denn bitteschön „Breakthrough-Innovationen“?

Quarch: Das sind Entwicklungssprünge, neue Ideen, die einen radikalen Wandel bedeuten. Bei denen man nicht bloß innerhalb eines Gedanken-Stockwerks die Möbel ein wenig verschiebt, sondern gleich in ein anderes Haus umzieht. Bei denen man sich nicht einfach innerhalb seiner gewohnten Konzepte, Programme, Welt- und Menschenbilder munter weiter optimiert, sondern einen echten Auf- und Ausbruch wagt.

Hüther: Wenn wir uns die spielerische Freiheit zugestehen, alles derart auf den Kopf zu stellen und Dinge oder Sachverhalte auf eine völlig ungewohnte, neue Art miteinander zu kombinieren, dann entsteht ein Spektrum von ganz neuen Möglichkeiten. Die Erfindung der Dampfmaschine, der Eisenbahn, des Computers, die Doppelhelix, die Relativitätstheorie – das sind alles Breakthrough-Innovationen, die Menschen nur gelingen konnten, weil sie frei und unbekümmert, also spielerisch über ein Thema nachgedacht und damit experimentiert haben.

Demnach wäre echte Kreativität am Schreibtisch gar nicht möglich?

Hüther: Schwierig jedenfalls. Wenn wir uns die Lebensläufe der Menschen anschauen, die solche großartigen Entdeckungen gemacht haben, werden wir bemerken: Das ganz Neue, das Wesentliche ihrer Entdeckung ist ihnen meist unter der Dusche, beim Spaziergehen, im Bett eingefallen – also dort, wo man aus der Zweckorientierung herauskommt. Kreativität bedeutet ja nicht, dass uns plötzlich, aus heiterem

Himmel etwas völlig Neues, noch nie Dagewesenes „einfällt“, sondern viel mehr, dass es uns gelingt, bestehende Dinge auf eine ganz andere Weise als bisher zu verwenden oder zu verknüpfen. Genau das kann beim Spielen geschehen. Dann hört die fokussierte Aufmerksamkeit auf, es öffnet sich die Wahrnehmung und wir kommen in einen Zustand, den man – und jetzt halte dich fest – „Achtsamkeit“ nennt...

Du meinst die Achtsamkeit, von der man gerade überall hört und liest?

Hüther: Genau die. Jetzt sind wir plötzlich ganz nah bei den modernsten Theorien darüber, was Menschen hilft, sich selbst zu finden und aus schwierigen Situationen herauszukommen. Dafür werden Achtsamkeitstrainings veranstaltet, teilweise für viel Geld. Man könnte den Menschen aber auch raten, dass sie einfach wieder mal frei und unbekümmert spielen.

Quarch: Ich bin mir nicht sicher, ob wir wirklich von der Achtsamkeit reden, „von der man gerade überall hört und liest“. Bei den gängigen Achtsamkeitstrainings geht's doch meistens um das genaue Gegenteil vom Spielen: um Fokussierung, Konzentration, Optimierung mentaler Fähigkeiten. Wer solcherart um Achtsamkeit bemüht ist, bleibt am Ende nur bei sich selbst und kommt gerade nicht dahin, wo Kreativität, Schöpfergeist und Lebendigkeit aufkeimen: beim Anderen.

„Der Mensch wird am Du zum Ich“, sagte Martin Buber zu Recht, denn echte Innovation entsteht immer nur da, wo wir anderen begegnen, uns auf andere einlassen, andere ins Spiel kommen lassen. Alles andere verlängert nur den Egotrip bis ins Spirituelle hinein. Daraus entsteht nichts Neues oder Lebendiges.

Kinder sind ja wahre Meister in dieser lebendigen, zweckfreien Art des Spielens. Können wir da von ihnen was lernen?

Quarch: Auf jeden Fall. Das Entscheidende ist auch hier, dass Kinder in allem, womit sie spielen, ein Du erkennen. Egal womit meine Tochter Martha spielt – ihren Playmos, ihrem Stoffesel oder einem Krabbelkäfer auf einem Blatt – jedesmal ist es ihr Du. Was Kinder zu Meistern des Spielens macht, ist ihre Fähigkeit zum Mitspielen, zum Zusammenspielen...

Hüther: ... aber auch ihre Kreativität. Sie können zum Beispiel Fantasien mit Dingen entwickeln, die eigentlich für ganz andere Zwecke bestimmt sind: Küchenutensilien werden zu Instrumenten – Tannenzapfen und Steine zu Tieren, Rittern und Prinzessinnen – Blumen und Gräser zu Nudelsuppe usw. Genau diese Kreativität hat uns Menschen wahrscheinlich erst zu dem gemacht, was wir heute sind. Deshalb



sollten wir sehr darauf achten, dass uns dieser spielerische Umgang mit den Dingen des Lebens nicht abhanden kommt. Dazu gehört übrigens auch, dass wir unseren Kindern wieder mehr freie Spielräume lassen...

Ist das jetzt eine Anspielung auf den Frühförderungswahn, der auch in eurem Buch kritisiert wird?

Quarch: Als Vater eines 14-jährigen Sohnes und einer 11-jährigen Tochter weiß ich selber, wie groß die Versuchung ist, Kinder mithilfe diverser Förderprogramme möglichst rasch und effizient „lebenstüchtig“ – sprich zu perfekten Konsumenten und Funktionsträgern – zu machen. Aber ich weiß auch, dass das fast alles nichts taugt, weil es den Kindern die Lebensfreude und den spielerischen Geist raubt. Meine Frau und ich haben unseren Kindern immer möglichst viel Spielzeit gewährt. Heute spielen sie immer noch gerne mit Playmobil oder Lego – während viele ihrer Klassenkameraden nur noch vorm Computer oder am Smartphone sitzen. Ich brauche keine pädagogische Theorie, um zu erkennen, was lebensdienlicher ist. Ein Blick in die Augen meiner Kinder genügt.

Hüther: Ich verstehe ja auch, wenn Eltern alles dafür tun wollen, damit sich ihr Kind bestmöglich entwickelt. Aber diese Eltern müssen sich auch fragen: Wo bleibt bei all den Fördermaßnahmen der Raum, in dem das Kind auf eigene Ideen kommen kann? Kinder brauchen auch das, was wir Erwachsene „Langeweile“ nennen. Dann fangen sie an zu spielen und kreativ zu werden. Wenn ihnen dagegen ständig ein Programm vorgegeben wird, sind sie irgendwann davon überzeugt, dass es hauptsächlich darauf ankommt, vorgegebene Dinge abzuarbeiten.

Beim Stichwort „Langeweile“ hab ich immer meinen Vater im Ohr: Wenn ich als Kind gejammert hab, dass mir „so fad“ ist, sagte er meist lapidar „Gut so! Dann fällt dir sicher bald was ein!“...

Hüther: Super, der hat's begriffen! Genau darum geht's. Aus solchen „Leer-Räumen“ entstehen die besten Räume zum eigenen Entdecken. Dann probieren Kinder alles Mögliche aus – was funktioniert, verfolgen sie weiter, das andere lassen sie bleiben. Auf diese Weise eignen sie sich spielerisch alles an, was sie für ihr Leben in unserer heutigen Welt brauchen.

Quarch: Aus dem gleichen Grund können auch Krisen oder sogar Katastrophen für unseren schöpferischen Geist äußerst förderlich sein. Sie öffnen uns, machen uns frei für Neues. Nietzsche hatte schon Recht, als er sagte, man müsse „noch Chaos in sich haben, um einen tanzenden Stern gebären zu können“.

Warum hören wir damit auf? Oder anders gefragt: Warum haben so viele Erwachsene keine Lust mehr am spielerischen Tun und Entdecken?

Quarch: Aus philosophischer Sicht würde ich sagen: Uns ist der spielerische Geist in dem Maße abhandengekommen, in dem wir uns eine Welt der Ökonomie und des Konsums geschaffen haben. Das Spielerische kommt uns immer mehr abhanden, weil wir uns angewöhnt haben, bei allem nach Nutzen oder Profit zu fragen: „Was habe ich davon?“, „Was bringt mir das?“... Und auch, weil wir alle Kulturgüter einschließlich der Spiele zu Waren oder Konsumgütern umgewandelt haben, die uns unterhalten sollen. Unterhaltung aber ist keine Inspiration, begeistert niemanden. Wo die Begeisterung ausbleibt, wird sie durch den Adrenalin-Kick ersetzt: noch mehr Gewalt, noch mehr Krimis, noch mehr Action. Ein Teufelskreis, der das spielende Kind in uns tötet.

Hüther: Neurobiologisch betrachtet ist die Lust am Spielen jedem Menschen angeboren. Aber sie vergeht ab dem Zeitpunkt, wo Pädagogen oder Eltern damit anfangen, uns zu sagen, was wir zu lernen und zu spielen haben. Wissenschaftlich würde man es so beschreiben: wenn das Kind zum Objekt der Absichten, Ziele, Vorstellungen und Bewertungen anderer gemacht wird. In dem Moment bekommt es Druck



von außen und sein Gehirn reagiert sofort mit dem Unterbrechen dieses Bedürfnisses zum freien Spiel. Spielen unter Druck oder in Angst ist unmöglich. Und letztendlich wird so auch die Lernfähigkeit eingeschränkt...

Womit wir wieder mal beim leidigen Thema „Bildungssystem“ wären. Was sollten denn unsere Schulen hier ändern?

Quarch: Ein bisschen mehr Spielräume würden allen Schulen gut tun. Wir haben aus unseren Schulen reine Wissensvermittlungsinstitute gemacht und uns damit von Humboldts Ideal einer ganzheitlichen Bildung entfernt. Ich sehe auch bei meinen eigenen Kindern, dass in den Schulen zwar gute Arbeit geleistet wird, aber das Spiel meist zu kurz kommt. Deshalb plädiere ich für eine Ganztagschule, die nachmittags viel Raum für Spiel, Sport, Musik, Malen oder Theaterspielen öffnet und so ein Gegengewicht zum kognitiven Unterricht schafft.

„Was Hänchen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr“... Gilt dieser Spruch denn auch für das zweckfreie, lustvolle Spielen?

Hüther: Wir sind immer, bis ins Alter hinein, in der Lage, unsere Spielfreude wieder zu beleben. Ein wichtiger Schritt dorthin wäre, sich selbst wieder mehr als Subjekt statt als Objekt zu erleben. Wieder mehr zu einer Person zu werden, die nicht irgendeine Rolle spielt, sondern die Freude daran hat, sich selbst in dieser Welt spielerisch entdeckend und gestaltend zu bewegen.

Natürlich müssen wir uns im Arbeitsleben konzentrieren und fokussieren. Aber dahinter sollte die feste Absicht stehen: Wenn diese Aufgaben erledigt sind, dann öffne ich den Blick wieder für die Buntheit und Schönheit dieser Welt und für die Möglichkeiten, die sich im Zusammensein mit anderen Menschen ergeben.

Und dann kann ich zum Beispiel was tun?

Hüther: Probier doch mal spielerisch aus, was passiert, wenn du in der Stadt oder im Bus einen anderen Menschen anlächelst. Du wirst erfahren: Meist lächelt er oder sie zurück. Damit erlebst du dich als jemand, der durch eine kleine Handlung, die er sich selbst ausgedacht und einfach mal ausprobiert hat, plötzlich ein Glücksgefühl erfährt. Das meine ich mit der „Subjekthaltung“.

Quarch: Man könnte sich auch einfach mal die Zeit nehmen, miteinander zu spielen, anstatt vor seinem Rechner zu sitzen.

Wie pflegt denn ihr selbst das „Spielerische“ in eurem Alltag?

Quarch: Ich spiele sehr viel. Denn bei Lichte gesehen ist meine Profession, die Philosophie, ein großes Spiel – ein Durchspielen von Gedanken, ein Erproben geistiger Spielzüge. Das gelingt umso besser, je freier ich dabei von ökonomischen Zwängen bin. Müsste ich philosophieren, um Geld zu verdienen, würde mein Denken nach und nach korrumpiert werden. Und es hilft, den spielerischen Geist zu pflegen: mit den Kindern, beim Sport oder beim Kartenspiel mit Freunden.

Hüther: Ich spiele eigentlich jeden Tag. Wenn mich keiner sieht, versuche ich manchmal rückwärts zu gehen oder mich im Kreis herum laufend vorwärts zu bewegen. Wenn ich an meinem Schreibtisch sitze, liebe ich es sehr, den Stift wegzulegen und einfach mal mit meinen Gedanken zu spielen. Wo immer ich Gelegenheit finde, nehme ich mir die Freiheit, aus dem Trott auszusteigen und Dinge zu versuchen, die auf den ersten Blick nicht besonders ökonomisch und zweckmäßig sind, die mich aber glücklich machen.

Okay, jetzt sprecht ihr aber mehr von einer grundsätzlichen spielerischen Lebenshaltung. Habt ihr denn auch ganz konkrete Lieblingsspiele, wie zum Beispiel Federball, Lego, Gummihüpfen, Uno oder Monopoly?

Hüther: Das klingt jetzt vielleicht ein bisschen sonderbar, aber ich spiele immer noch am liebsten „Mensch ärgere Dich nicht“: mit meiner Frau, tagtäglich, ohne Brett und Spielanleitung (*grinst*), aber auch richtig, als Würfelspiel am Spielbrett mit den Enkelkindern. Bei diesem Spiel geht es ja nicht wirklich darum, wer gewinnt, sondern ums Ausprobieren, wie man selbst und wie andere darauf reagieren, wenn die Kontrolle verloren geht. Das mag ich.

Quarch: Ich spiele schon mein Leben lang Fußball und schaue auch anderen gern dabei zu. Ich liebe dieses Spiel und glaube, dass es tatsächlich ein ziemlich perfektes Spiel ist, weil in ihm alle großen Spielarten auftauchen: Kampfspiel, Geschicklichkeitsspiel, Schauspiel, Glücksspiel, ja sogar Kultspiel. Das ist großartig. Ich spiele aber auch sehr gerne mit meinen Kindern, mit ihren Stofftieren zum Beispiel, oder ich tauche mit ein in ihre Lego-Welt. Und schließlich gibt es noch ein geheimes Lieblingsspiel, zu dem ich aber fast nie komme: meine elektrische Eisenbahn. Naja, und dann gibt es natürlich noch die Gesellschaftsspiele und Kartenspiele. Seit einiger Zeit haben wir auch wieder eine Doppelkopfrunde mit einem befreundeten Paar.



Bei vielen Spielen geht's auch um Wettbewerb und Konkurrenzkampf. Da gibt es Sieger und Verlierer, und jeder will gewinnen... Sind das trotzdem „gute“ Spiele“?

Quarch: Gewinnen ist nicht grundsätzlich schlecht. Aber wer nur spielt – etwa am Automaten oder im Casino –, um seinen Gewinn einzustreichen, der betrügt sich um den Zauber des Spielens: etwas zu tun, das sich selbst genügt und auch dann sinnvoll und kostbar ist, wenn man verliert. Der *Homo ludens* weiß das. Er spielt nicht, weil er unbedingt Sieger sein will, sondern weil er spielen möchte.

Der Sinn des Spiels erfüllt sich auch in der Niederlage, sofern es ein gutes Spiel war... Anders kann ich mir nicht erklären, dass ich in meiner Zeit als aktiver Fußballer auch dann noch sonntags um 9 Uhr auf dem Platz stand, als wir in einer Saison von 30 Spielen 28 verloren haben. (lacht)

Wo ortet ihr die größten Spielverderber?

Quarch: Spielverderber ist, wer Spielräume zerstört. Wer sich den Spielregeln widersetzt oder eine andere Logik ins Spiel bringen möchte. Wenn es plötzlich nicht mehr um die Qualität des Spiels geht, sondern nur mehr ums Geld, das man damit erwirtschaften kann, dann sind Spielverderber unterwegs. Bei Glücksspielen und den meisten Computerspielen ist das offensichtlich. Aber auch Sportspiele wie Olympia oder Kulturspiele wie der Eurovision Song Contest sind zu rein kommerziellen Events mutiert, bei denen die spielerischen Grundmerkmale nicht mehr zur Geltung kommen.

Hüther: Diese Ökonomisierung reicht ja noch viel weiter – sie beherrscht schon fast unser ganzes Leben. Unser eigenes Denken, unser Berufs-, Beziehungs- und Familienleben, aber auch Krankenhäuser und Altenheime, die öffentliche Verwaltung, die Politik, sogar die Kirche... überall orientiert man sich zunehmend an wirtschaftlichen Faktoren. Unser Menschsein wird aber nicht durch das Erzielen möglichst großer Gewinne bestimmt, sondern durch die immer klügere

Erschließung der Möglichkeitsräume, die sich uns bieten. Mit anderen Worten: Es geht darum, dass wir unsere Talente, Begabungen, also unsere Potentiale möglichst gut zur Entfaltung bringen. Das kann aber nicht funktionieren, wenn wir unsere eigene Entwicklung und die unserer Kinder auf Wirtschaftswachstum und materiellen Reichtum ausrichten.

Quarch: Neben der Ökonomisierung und Kommerzialisierung sehe ich noch eine weitere Gefahr in der damit verbundenen Haltung, die immer mehr Menschen dem Spiel gegenüber annehmen. Wer mit verschränkten Armen am Spielfeldrand steht oder in der VIP-Lounge sitzt und sich nur dafür interessiert, welchen Marktwert die Spieler haben, bringt sich um den Genuss des Spiels. Spielen und mitspielen kann nur, wer sich ins Spiel hineinziehen lässt und bereit ist, sich dafür aufs Spiel zu setzen.

infos & literatur

Prof. Dr. Gerald Hüther

... spielt seit 1951 in der Welt herum – anfangs noch mit Mama und Papa, dann mit allen möglichen Leuten, später auch als Lebenspartner, als Vater und Großvater und als Neurobiologe. Sein spielerischer Entdeckerdrang machte ihn ganz nebenbei zu einem der bekanntesten Hirnforscher im deutschsprachigen Raum und zum Autor zahlreicher Bücher. Hüthers jüngster Spielzug war 2015 die Gründung der gemeinnützigen „Akademie für Potentialentfaltung“, um damit aktiv zum gesellschaftlichen Wandel beizutragen. Mehr über ihn auf:

www.gerald-huether.de

www.akademiefuerpotentialentfaltung.org



Dr. phil. Christoph Quarch

geb. 1964, studierte Philosophie, Theologie und Religionswissenschaften. Der Philosoph aus Leidenschaft lebt heute in Fulda/D und arbeitet als freiberuflicher Autor (35 Bücher), Publizist, Hochschul-Dozent, Unternehmensberater sowie Reise- und Seminarleiter. Das Liebesspiel mit seiner Ehefrau Christine pflegt er seit 1996, daraus hervorgegangen sind als familiäre Mitspieler Sohn Immanuel (14) und Tochter Martha (11).

Seine Karriere als Fußballer begann erst spät während seiner Promotion in Tübingen beim TSV Hirschau, zuletzt spielte er aktiv für den FV Horas bei den „alten Herren“. Er nimmt es spielerisch...

Mehr über ihn auf: www.christophquarch.de



Weiterlesen:

- **Rettet das Spiel!** Weil Leben mehr als Funktionieren ist
von Gerald Hüther & Christoph Quarch (Hanser Verlag, 2016)
- **Spielen, um zu fühlen, zu lernen und zu leben**
von André Stern (Sandmann Verlag, 2016)

Internet-Tipps:

- www.spielkampagne.de • www.recht-auf-spiel.de • <http://originalplay.at>